

Neue Wege und Ziele der romanischen Wortforschung

Autor(en): **Jud, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **9 (1911-1912)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748794>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

NEUE WEGE UND ZIELE DER ROMANISCHEN WORTFORSCHUNG

In Rom steht die Wiege der romanischen Sprachfamilie, die in Europa allein gegen hundert Millionen Menschen umfasst. Von der einst weltbeherrschenden Tiberstadt aus eroberte die lateinische Sprache zu gleicher Zeit mit den römischen Waffen und dem römischen Recht nicht nur Italien, Spanien, Gallien, sondern auch Britannien, Süd- und Westdeutschland und die ganze damals stadtbesäte nordafrikanische Küste: nur im östlichen Mittelmeerbecken trat das Griechische in erfolgreichen Wettbewerb mit der offiziellen Sprache des *Impèrium romanum*. Gleich wie die vielgestaltigen staatlichen Einrichtungen der vorrömischen Bewohner West- und Zentraleuropas durch die kraftvolle römische Verwaltung in bestimmte einheitliche Formen geprägt werden, so tritt an die Stelle einer wahren Musterkarte gallischer, iberischer und anderer uns unbekannter oder nur trümmerhaft erhaltener vorromanischer Mundarten die *Reichssprache*, die *lingua latina*. Nur in *lateinischer* Sprache sprechen die Richter Recht, lateinisch ist die Sprache des später aus den verschiedensten Provinzen des Reiches rekrutierten Heeres; lateinisch ist die Sprache der Kaufleute, der Handwerker und der Bauern, die sich in den neuerobernten Provinzen ansiedeln, lateinisch die Sprache des Kalenders, der Schule, der offiziellen Rede, der Literatur und endlich des allmächtigen Christentums. Staatlich anerkannte *Gleichberechtigung* anderer nicht-lateinischer Sprachen war im römischen *Westeuropa* unbekannt; römischer Staatsgedanke schien mit der lateinischen Sprache fast unzertrennlich verbunden. Die *lingua latina* wird zur *lingua romana*, und die Gesamtheit der unter dem Szepter Roms vereinigten romanisierten Völker nennt sich im Gegensatz zu den scheinbar die antike Kultur bedrohenden Barbaren stolz die *Romania*. Trotz allen Stürmen der Völkerwanderung, die das römische Staatsgebäude bis in die Grundfesten erzittern machte, hat sich die *Romania*, allerdings in verkleinertem Umfange, bis auf den heutigen Tag erhalten: romanische Rede ertönt von den Ufern des Tejo längs des östlichen Mittelmeerbeckens bis an die Mündung der Donau, wo die letzten Vorposten der *Romania* im Osten treue Wacht

halten: Spanier, Portugiesen, Franzosen, Italiäner, Räter und Rumänen, sie sprechen alle seit bald zwei Jahrtausenden Latein, das allerdings nicht mehr die kraftvolle Einheit der Antike aufweist; denn mit der Zerstückelung der alten machtvollen, durch einen einheitlichen Willen regierten Romania des dritten Jahrhunderts in die Unzahl von kleinen staatlichen Gebilden des späteren feudalen Mittelalters geht Hand in Hand eine ebenso mannigfache Spaltung der lateinischen Sprache in die zahllosen Mundarten, deren überraschende Fülle erst durch die Bildung der großen Nationalstaaten *unserer Zeit* rasch abnimmt, weil *einheitlicher kraftvoller Staatsgedanke* und *vielgestaltige mundartliche Sprachform* sich auszuschließen scheinen.

Die *romanische Sprachwissenschaft* stellt sich nun die Aufgabe, die gesamten sprachlichen Vorgänge, welche seit zwei Jahrtausenden sich auf romanischem Gebiet abgespielt haben, in allen ihren Erscheinungsformen zu erforschen, die Bedingungen ihres Werdens, ihres Verlaufes, ihrer Ausbreitung und nicht selten auch ihres Absterbens möglichst genau zu verfolgen und zu erklären.

Die *romanische Wortforschung*, eine besondere Abteilung der allgemeinen romanischen Sprachwissenschaft, setzt sich das Ziel, die Geschichte eines jeden einzelnen Wortes vom Lateinischen an das ganze Mittelalter hindurch bis zum heutigen Tag zu untersuchen, und zwar sowohl die Geschichte all jener *lautlichen* Veränderungen, denen ein Wort im Laufe der Zeit ausgesetzt ist, als auch die Geschichte seines stets wechselnden *Begriffsinhaltes*. Von vornherein sind zwei Wege denkbar: Nehmen wir das lateinische Wort *manus*, „die Hand“ als Ausgangspunkt, so stellen wir dessen Fortsetzungen, die über die ganze Romania verteilt sind, vom portugiesischen *mão* bis zum rumänischen *mînă* zusammen; das heißt, wir steigen vom lateinischen Grundwort zu seinen romanischen Entsprechungen hinunter und verfolgen dessen letzte Ausläufer in allen romanischen Sprachen. Dieser erste Weg ist aber nicht immer gangbar; da nicht überall die lateinische Urform des romanischen Wortes auf der Hand liegt. Das französische Wort *le cahier* „Heft“ ist in bezug auf seine Bildung keineswegs auf den ersten Blick durchsichtig: erst sein Vergleich mit dem lautlich und begrifflich entsprechenden ital. *quaderno* zeigt, dass ein spät-

lateinisches *quaternum* anzusetzen ist, das ursprünglich nichts anderes als den „vierfältig umgebogenen Papierbogen“ bedeutet hat. Wir schlagen also in diesem zweiten Falle geradezu den umgekehrten Weg ein: wir steigen von der jüngeren romanischen Form zur älteren lateinischen empor. Die Herleitung vom französischen *cahier* (aus *quaternum*) ist aber erst dann gesichert, wenn wir Schritt für Schritt jeden lautlichen Vorgang, der aus dem lateinischen Wort das französische schuf, durch andere analoge Beispiele einwandfrei stützen können: die Kenntnis der fortschreitenden Veränderungen, welche die lateinischen Laute bis in die heutigen romanischen Sprachen durchgemacht haben, ist für den Wortforscher ein ebenso unentbehrliches Hilfsmittel wie für den analytischen Chemiker die Kenntnis der Reagenzien.

Aber ein Wort besteht nicht nur aus *Lauten*, es ist der Träger eines nach Zeit und Ort verschieden begrenzten *Begriffsinhaltes*, der ebenso sehr wie der Laut dem Wandel der Zeiten unterworfen sein kann. Die Geschichte des französischen Wortes *la fenêtre* ist mit der Kenntnis seines lateinischen Grundwortes, *fenestra*, von dem ja auch unser deutsches „Fenster“ stammt, bei weitem nicht erschöpft; mit dem Begriffe „la fenêtre“ ist für uns moderne Menschen deren Herstellung aus Glas untrennbar: und doch war das Glas den Römern in *dieser* Verwendung nicht allgemein bekannt. Wer je in Mittelitalien jene mit Zeitungspapier oder Lumpen verschlossenen Lucken der Häuser und Bauernhöfe beobachtet hat, gewinnt eine etwas schärfere Vorstellung dessen, was die Römer ursprünglich als *fenestras* bezeichnet haben. Die begriffliche Geschichte unseres Wortes ist demnach unendlich fesselnder als seine lautlichen Wandlungen: nur die eingehende Kenntnis der Entstehung und Ausbildung der romanischen Haustypen wird uns helfen, die ganze Begriffsentwicklung des Wortes *fenêtre* von lateinischer Zeit bis heute einigermaßen zu verstehen.

Es ist ein überaus erfreulicher Zug der modernen romanischen Wortforschung, dass sie in steigendem Maße der *Begriffsgeschichte* einen hervorragenden Platz einräumt; von diesem Gesichtspunkte aus tritt man mehr und mehr an das Studium der Ausdrücke von in sich abgeschlossenen Begriffsgebieten heran: weniger interessiert uns also, zu wissen, wie lateinisch *matrem* zu fran-

zösisch *mère* sich entwickelt hat, als die Gesamtheit jener Wörter zu kennen, die den *Begriff* „Mutter“ in den romanischen Sprachen ausdrücken; dadurch ist uns der Weg offen zum Verständnis all der zum Teil vom Latein ganz unabhängig geschaffenen Neubildungen. Für die Begriffe „Knabe“, „Kind“, „Mädchen“ haben uns die lateinischen Schriftsteller etwa zehn Ausdrücke überliefert: abgesehen von *enfant*, das spätlateinisch *infantem* entspricht, welche Musterkarte von affektiv gefärbten Wörtern hat nur das Französische allein neu gebildet! *poupon, poupard, bébé, marmot, mioche, bambin, galopin*, um von den Mundarten und dem Argot ganz zu schweigen.

Für den Begriff *Wiege* kennt das Lateinische ein einziges Wort, *cuna*, das zum Beispiel unter der Koseform *cunula* im italiänischen *culla* weiterlebt; allein in den Kinderstuben Frankreichs hat die römische aus Holz gefertigte *cuna* den alten einheimischen, aus Weiden geflochtenen *berceau* — ein Wort gallischer Herkunft — nie zu verdrängen vermocht, und die Form der Schaukelwiege wird passenderweise heute noch in Süditalien mit einem Schiffelein verglichen: *naca* aus *navis*, beziehungsweise einer Ableitung *navica*; anderwärts, in der Toscana und Sizilien, wird die auf kleinen Rädern fahrbare Wiege kurzerhand mit *vehiculum* bezeichnet; in primitiveren Verhältnissen wiederum vertritt oft der bloße Korb die Wiege: oberitaliänisch *la cavagna*, nordfranzösisch *la banne*, das zu unserem *Benne* zu stellen ist; im Osten, in Rumänien, wird die Wiege, wie oft im Orient, als Korb zum Schaukeln an der Decke aufgehängt: daher der rumänische Name *leagăn*, eine Ableitung von lateinisch *ligare* „anbinden“. Kinderwörter, wie französisch *toutou, dodo* spielen hinein und portugiesisch *ninha* südfranzösisch *ninna*, wecken die Erinnerung an jene reizenden *ninnae-nannae*-Wiegenlieder, mit denen die südromanische Mutter ihre Kleinen in süßen Schlummer einwiegt.

Aber auch mit der Untersuchung der für die Benennung der Wiege leitenden Gesichtspunkte darf sich der moderne Wortforscher nicht zufrieden geben; er soll nicht nur die *Wörter*, sondern auch die *Sachen* kennen. Der Zürcher Vertreter der romanischen Sprachwissenschaft, *Prof. Gauchat*, hat unlängst mit vollem Recht die Mundartenforschung, welche ihr Arbeitsgebiet auf das Terrain hinausverlegt, als unerschöpflichen Born neuer

Anregung und reichster Belehrung für den Sprachforscher gepriesen; ebenso gilt für den Wortforscher der Satz: besser oft als das trefflichste Wörterbuch liefert ihm das Studium der vielgestaltigen *wirklichen* Lebensverhältnisse auf romanischem Boden den Schlüssel zu manchem Wortproblem. Da wir heute erst Ansätze zu *Museen* besitzen, in denen wir den alten seit Jahrhunderten von unseren Ahnen nicht selten selbst gezimmerten Hausrat und ihre primitiven Feldgeräte einsehen können, so bleibt uns nichts übrig, als selbst den Wanderstab zu ergreifen; gleich wie der Pflanzengeograph die Flora der Mittelmeerländer nur aus eigener Anschauung richtig kennen lernt, so ziehen die jetzigen Forscher mit Bleistift und Skizzenbuch oder mit dem Photographenapparat in die romanischen Lande hinaus, um nicht nur das Wort abzufragen, sondern auch den Gegenstand für immer festzuhalten: den Dreschflügel, welcher der Maschine weicht, den primitiven Pflug, welcher modernen Systemen Platz macht, die Spindel, den Haspel und den Webstuhl, welche vor der allmächtigen Industrie sich kaum in den obersten Alpentälern halten können, die Wiege und Kinderspielzeuge, das Haus und dessen Einrichtung; all dies verdient unsere allergrößte Aufmerksamkeit. *Wortforschung* und *Sachforschung*, dies betonen die beiden Österreicher, der geniale Romanist Hugo Schuchardt und der Indogermanist Rudolf Meringer, sind unzertrennbar verbunden; welche weite Perspektiven diese neue Betrachtungsweise der Forschung eröffnet, ist unschwer einzusehen.

Nun hat aber ein Wort nicht nur eine *Form*, einen *Inhalt*, die örtlich und zeitlich Veränderungen unterworfen sind, sondern jedes Wort hat auch eine bestimmte *geographische Verbreitung*. Wir erkennen den Berner nicht nur an lautlichen Eigentümlichkeiten seiner Mundart, sondern auch an gewissen charakteristischen Ausdrücken und Redensarten. So gibt es denn neben lateinischen Wörtern, die über die ganze Romania verbreitet sind, wie etwa lateinisch *manus* „Hand“, *farina* „Mehl“, *caelum* „Himmel“, *oculus* „Auge“, solche, die bestimmten Gebieten fehlen: soeben wurde das Beispiel von *cuna* „Wiege“ angeführt, das in Frankreich fehlt, wo für die Wiege *berceau* fast den allein herrschenden Worttypus darstellt. Untersuchen wir die Verbreitung von französisch *berceau*, das auch nach Nordspanien hinübergreift, so be-

obachten wir, dass das Wort nur auf ehemals *gallischem* Sprachgebiet vorzukommen scheint: seinen Ursprung werden wir also auf Grund dieser Tatsache in erster Linie in den *keltischen* Sprachen zu suchen haben. Während in der Botanik und Zoologie jener Zweig der Forschung, den die Fachleute als *Pflanzengeographie* und *Tiergeographie* bezeichnen, während also das Studium der geographischen Verbreitung der Tiere und der Pflanzen seit mehreren Jahrzehnten die eifrigste Förderung erfahren und einen machtvollen Aufschwung genommen hat, ist die *Wortgeographie*, das heißt das Studium der räumlichen Ausdehnung eines Wortes erst in neuester Zeit auf romanischem Gebiet durch den Schöpfer des Sprachatlas von Frankreich, *Jules Gilliéron*, angebahnt worden. Die geographische Verbreitung eines Wortes ist das Resultat einer Reihe verschiedenartiger Faktoren der Vergangenheit: die Wortgeographie darf sich daher nicht darauf beschränken, das Gebiet festzustellen, wo *heute* ein bestimmtes Wort gebraucht wird, sondern sie muss dessen Verbreitung auch in *früheren* Perioden zu umgrenzen suchen. Die *Wortgeographie*, die in *horizontaler* Richtung arbeitet, wird zur *Wortgeologie*, sobald sie in *vertikaler* Linie in die Tiefe gräbt, um die Verbreitung eines Wortes vor 200, 500, 1000 Jahren zu rekonstruieren. Besser als alle theoretischen Erörterungen mögen hier einige wenige Beispiele diese neue Arbeitsweise verständlich machen. Was wir *Kopf* nennen, bezeichnet der Lateiner mit *caput*: heute weist die italiänische Schriftsprache neben *il capo* das viel lebenskräftigere, modernere *la testa* auf, das dem französischen *la tête* entspricht: ja *testa* ist jetzt in der oberitaliänischen Tiefebene das herrschende Wort; in unseren Bündner romanischen Mundarten hingegen ist *caput* heute noch durchaus heimisch. Geographisch gesprochen zieht sich also längs des Südabhanges der Alpen eine Zone, welche *caput* besitzt, daran schließt sich südwärts die oberitaliänische Tiefebene mit *testa*, an die sich die Toscana mit *capo-testa* reiht, während Süditalien wiederum das alte lateinische *caput* bewahrt hat. Das nördliche *caput*-Gebiet wird von dem süditaliänischen *caput*-Gebiet durch eine *testa*-Zone getrennt. Dass die heutige Lagerung von *caput* und *testa* nicht alt ist, lässt sich leicht mit Hilfe der mittelalterlichen mundartlichen Texte Oberitaliens nachweisen, in denen *caput* Kopf noch durchaus lebendig erscheint.

Unter der heutigen weithin sich erstreckenden oberitaliänischen Schicht *testa* liegt eine ältere *caput* begraben, die einst die *Verbindungsbrücke* zwischen den heute noch bestehenden nördlichen und südlichen *caput*-Zonen darstellte, eine Verbindungsbrücke, die im Laufe der Zeit durch die Fluten des *testa*-Stromes weggespült worden ist. Die Gründe, welche das Absterben von *caput* in Oberitalien bedingten, sind noch nicht aufgeklärt.

Ein anderes Beispiel: Die siebentägige Woche ist den Römern, welche nur die achttägige, die *nundinae* kannten, wahrscheinlich von den Ägyptern vermittelt worden: in den romanischen Sprachen konkurrieren *zwei* Ausdrücke: das griechische Lehnwort *hebdomas* und dessen offenbare lateinische Entsprechung *septimana*. Das *lateinische* Wort ist denn auch fast über das ganze romanische Sprachgebiet verbreitet: italiänisch *settimana*, französisch *semaine*, spanisch *semana* und rumänisch *săptămîna* sind seine schriftsprachlichen Deszendenten: nur die Romanen unserer Bündner-täler benennen die Woche nicht mit *septimana*, sondern mit dem griechischen Wort *hebdomas*. Ist diese Verteilung der beiden Wörter alt? Wiederum stehen wir vor der Aufgabe, wie ein Geologe, die alten Schichten bloßzulegen, und zwar kann dies auf folgende Weise geschehen: Unserem deutschen *Mittwoch*, das heißt Mitte der Woche, entspricht heute im Toskanischen *mercoledì*, das dem französischen *mercredi*, *mercurii dies*, Tag des Merkur, entspricht: im Altoskanischen jedoch treffen wir für denselben Tag recht häufig die Bezeichnung: *media hebdomas*: *mezzedima*, unserem deutschen Mittwoch formell durchaus entsprechend; derselbe Name taucht in Sardinien wieder auf, und durchgehen wir gar die alten mittelitaliänischen Texte, so ist *hebdomas* „Woche“ in volkstümlicher Form gar nicht selten zu treffen. Wiederum stehen wir vor demselben Fall wie bei *caput*: Mittelitalien und der Nordrand der Alpen kannten etwa im dreizehnten Jahrhundert das Wort *hebdomas*, beide Zonen wiederum getrennt durch ein oberitaliänisches *semana*. Der Schluss, dass die beiden *hebdomas*-Gebiete einst zusammenhingen, ist auf der Hand liegend, und die Geschichte des lateinischen Wortes *septimana* zeigt, dass sein Ausstrahlungszentrum in Frankreich war, woher das Wort, wie so viele andere Wörter, in Oberitalien eingebrochen ist und das alte Wortgebiet *hebdomas* überflutet hat: an dem rätischen Alpenwall hat sich die

Wucht des Stromes gebrochen. Wörter wandern, wie Münzen, von einem Land zum andern: das ist eine Tatsache, die in ihrer Tragweite erst in neuester Zeit erkannt worden ist.

Die *Straßen* wieder zu finden, auf denen die Wörter von einer Provinz in die andere, von einem Lande in das benachbarte wandern, bedeutet eine weitere Aufgabe, die noch kaum in Angriff genommen worden ist. Markttorte sind Brennpunkte mittelalterlichen Verkehrs; hier treffen sich Stadt- und Landleute mit ihren verschiedenen Interessen; von hier aus wandern nicht nur die Erzeugnisse des Gewerbes, sondern auch dessen technische Bezeichnungen auf das Land hinaus; von hier aus verbreiten sich neue Erfindungen, und die Stadt ist in Tracht, Kleidung, Möbeln, Hausgeräten vorbildlich. Kaufleute verkünden durch ganz Europa die Vortrefflichkeit ihrer Waren; die nordfranzösischen Stoffe aus Cambrai und Arras wurden als *cambreia* und *arrazzi*, nicht nur in Oberitalien, sondern bis weit in den Orient berühmt und bald auch anderwärts nachgeahmt.

Namen von vervollkommenen Werkzeugen werden durch die wandernden Handwerksgesellen weiterverbreitet; der Name des in Nordfrankreich erfundenen Brustbohrers, *vilebrequin*, wird ebenfalls, im späteren Mittelalter, in Italien unter dem französischen Namen bekannt; die seit alters berühmten Maurer aus der Umgegend von Como haben fast in ganz Italien ihren mundartlichen Namen des Mörtels *la molta* und des Streichbrettes *il frataz* verbreitet; durch die periodischen Arbeiterwanderungen vom Wälschtirol in die lombardische Tiefebene wird in hohem Maße das Eindringen lombardischer Ausdrücke in die Alpentäler begünstigt. In der französischen Schweiz heißt heute noch der umherwandernde Kesselflicker *le magnin*, das italiänische *magnano*, und dem Schuhflicker wird ein ursprünglich in Oberitalien heimisches Wort *écoffier* beigelegt.

So ändert sich für den Wortforscher sein Arbeitswerkzeug täglich: keine schematische Methode ist anwendbar, das unendlich verschiedenartige Material stellt den Forscher immer wieder vor neue Aufgaben, so wie das reiche Menschenleben von uns stets die Lösung neuer schwerer Probleme fordert.

Nach einem Rundgang durch die Werkstatt sei es mir erlaubt, einige Resultate unseres Schaffens darzulegen.

Lange stand die Wortforschung gänzlich im Dienste einer anderen Disziplin der Sprachforschung, nämlich der Lautlehre; es handelte sich in erster Linie darum, die Gültigkeit jener Regeln, nach denen sich die Laute ändern, immer wieder durch neue beweiskräftige Beispiele zu stützen. Wer aber den Nachdruck auf den im Worte enthaltenen *Begriff* legt, wird sich der Einsicht nicht verschließen können, dass, da der Begriff nur das Ergebnis einer Reihe von Denkakten darstellt, *Begriffsgeschichte* treiben nichts anders bedeutet, als die *Geschichte des menschlichen Denkens* aufzurollen; die moderne Wortforschung tendiert in der Tat stark zur Kultur- und Geistesgeschichte, mit denen sie in engste Fühlung zu treten im Begriffe ist. Einige Beispiele mögen diese Art der Wortbetrachtung recht anschaulich vor Augen führen.

Zu den tiefeingreifendsten Ereignissen der Weltgeschichte dürfen wir den langsamen, aber unwiderstehlichen Siegeszug rechnen, den das Christentum von Griechenland aus über ganz Europa angetreten hat: die reiche antike Götterwelt sinkt in Trümmer, zuerst in den Städten, den Brennpunkten religiösen Lebens, erst später auf dem konservativen Lande, wo der alte Götzendienst sich länger zu halten vermochte. Die Auffassung aber, die neue Religion habe doch in relativ kurzer Zeit mit den alten römischen Göttern aufgeräumt, wird sich angesichts der Resultate der romanischen Wortforschung kaum mehr aufrecht erhalten lassen. So ist die altitalische Göttin des Lichts, der freien Natur mit ihren Regen, Wäldern, Quellen und Bächen, *Diana*, welche als Waldfee das Licht anzündet, als Zauberin Kranke heilt, in durchaus volkstümlicher Form zum Teil bis heute lebendig in Sardinien, Nord- und Süditalien, in Südfrankreich, in Nordspanien und Nordportugal; besonders aber in der unendlich reichen rumänischen Sagenwelt spielt die Fee *zină*, welche die *Diana* fortsetzt, eine gar wichtige Rolle! Und ist es nicht mehr als ein Zufall, wenn der uritalische Waldgott, der Beschützer der Grenzen und Hüter alles dessen, was Feld und Wald umschließen, so besonders der Herden, *Silvanus*, sich unter volkstümlichen Formen von den friaulischen Alpen bis in die französische Schweiz erhalten hat als gütiger Kobold, der seine besondere Aufmerksamkeit dem für den Alpenbewohner vorzüglich wichtigen Viehstand zuwendet? Der see-

gewaltige Neptun lebt, wie Gaston Paris nachgewiesen hat, unter dem Namen *lutin* weiter in der Geisterwelt der an der nordfranzösischen Küste lebenden Seeleute. Die alten römischen Staatsgötter wurden zwar durch den Gott der Christen entthront, sie entschwanden aber keineswegs sofort dem menschlichen Gedächtnis, sondern suchten und fanden, wie die romanische Wortforschung zeigt, einen Zufluchtsort in dem gewaltigen Heer von geheimnisvollen wundertätigen und unheilbringenden Geistern, die je und immer die Vorstellungswelt ungebildeter Massen bevölkert haben.

Bei allen primitiven Völkern ist der Glaube an das unheilbringende Treiben der umherschweifenden Geister der Toten tief eingewurzelt: das sogenannte *Alpdrücken*, französisch *le cauchemar*, wird im Volksglauben als das Wiedererscheinen der Gestalten der Entschlafenen aufgefasst, die durch schweren Druck auf die Brust uns in quälende Angst zu bringen vermögen. Bei Anlass der uns seltsam anmutenden Frage, ob die himmlischen Engel auch irdischer Liebe fähig seien, verurteilt der heilige Kirchenvater Augustin im fünfzehnten Buche seines berühmten Werkes: *Über den Gottesstaat* eine Reihe zu seiner Zeit volkstümlicher überirdischer Wesen, so auch den Dämon, den die Gallier unter dem Namen *Dusius* kennen. Und es gewährt einen eigentümlichen Reiz, zu sehen, dass, wie der verdiente elsäßische Romanist *Horning* nachgewiesen hat, diese Dämonen heute noch in unseren rätschen Alpen als *dischöl* wie in Ostfrankreich als *düsien* in den Volksvorstellungen eine bedeutsame Rolle spielen: der Bannfluch des großen frommen Kirchenvaters hat die heidnischen Geister nicht zu bannen vermocht.

ZÜRICH

J. JUD

(Schluss folgt.)

